

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 7

Artikel: Die Predigt
Autor: E.H.St.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heimer Diamantenschleifer, verborgener Juweliere und Perlenstickerinnen. Sie haben eine Schau ihrer Schmucksachen ausgelegt, ein Panorama der weisen Kunst: Kristalle, Sternchen, Funken, Tropfen und Splitter. Zweige tragen Kleinodien, eine graue Staude steht perlbehangen, ein Holzstück ist mit Brillanten besteckt, an einem Rindenzacken hat eine Geisterhand ein Ohrgehänge befestigt, eine Brombeerranke ist mit Diamantsplitterchen besetzt. Alles ist wunderbar. Aber ich bin nicht der erste Besucher. Im Schnee erkenne ich die Spuren der Gäste, die vor mir da waren — die Fährten von Rehen, die hintereinander geschnürten Tritte des Fuchses, dazwischen den Strich des buschigen Schwanzes, auch die zarten Schritte der Drosseln und der Goldammern.

D I E P R E D I G T

Ich erinnere mich, dass man in meiner Jugendzeit nicht sagte: Ich gehe zur Kirche, sondern: Ich gehe zur Predigt. Das Verkünden, der «heilige Donner des Wortes» auf der Kanzel, stand vor dem Kultischen. Hier mochte auch eine echt protestantische Erinnerung an die Frühzeit mitwirken, als die Predigt die Geister schied und zugleich Neuverkündigung, Neubesinnung war.

Bei uns war sie aber zu allererst an einen Mann gebunden. Er bestieg sie, die wie eine Faust in den leeren Raum der Kirche drängte, nicht ohne Würde. Sein schwarzer Talar wallte. Unter dem Piano-Singen der Orgel beugte er den Kopf und betete. Dem Knaben war das mehr erhabenes Schauspiel als wirklicher Gottesdienst. Nachdem das letzte Gebet verklungen, trat die Stille ein, die er liebte und zugleich fürchtete. Sie wurde — so schien ihm — bis zu einem Punkt getrieben, der als leis-schmerzliches Gefühl im klopfenden Herzen wiederkehrte. Es webte unter der Wölbung so etwa wie ein Horror vacui. Es konnte noch ein dünner Husten hörbar werden, dann aber öffnete der Mann in seinem schwarzen Gewand, einer Tunika gleich, den Mund und seine Stimme klang mit Schöpfungsgewalt, wenn sie sagte: Friede sei mit Euch! Ich höre heute noch dies Wort, nach unzähligen Jahren, und

dabei wurde mit diesem Satz vielleicht nur eine einzige Predigt eingeleitet. Der Kanzelredner war nämlich alles andere, als was man unter einem kirchlich «geeichten» Prediger sonst verstand. Er unterschied sich von den vielen andern der Stadt durch den Mut, mit dem er mitten ins aktuelle Leben hineinschritt. Er hatte einen Prozess verfolgt, er beugte sich weit vor und sagte, als stellte er uns die Frage in einer kleinen Kammer: «Was sagt Ihr, ist Woert Omken schuldig...?» Da waren wir alle an einen Prozess gekoppelt, der das Land bewegte, über den alle Welt diskutierte. Oder er begann mit hinterhältigen Frage, ob wir schon einmal dem Pasteurisierungsvorgang von Frischmilch beige-wohnt. Das sei gar nicht so einfach. Und er entwickelte im Stil einer modernen Reportage jedes einzelne Detail, man hätte glauben können, er habe uns zu Molkereiaspiranten ausbilden wollen. Aber siehe da, plötzlich glitt ein Textwort mit unter, es passte wie der Deckel auf den Topf. Dann verschwand es wieder, als sei es ganz zufällig dahergekommen. Doch dann tauchte es wieder auf, es war die leise Brücke der Neuzeit zur Antike, es machte — manchmal erschauernd, manchmal ahnungsvoll, manchmal drastisch — bewusst, dass das, was menschlich war, im Grunde nie geändert hat, dass der Schnitt, die Façon «neu» sein mochte, der Stoff aber alt. Ich habe später die Predigt dieses eigenwilligen Gottesmannes bewundert. Sie war das, was so selten ist, sie war «modern». Sie war aktuell. Sie griff beherzt in das Gewirr und Gespinnst unseres täglichen Lebens, aber sie machte ganz leise sichtbar, wo alle Verwirrung ihren Grund hatte. O, unendlich behutsam. Er, der Redner, wusste, um welcher traditionellen religiösen «Trieb»-Kräfte willen die meisten in die Kirche kamen, er wollte ihnen nicht nach alter Manier dieses Textwort mit neuen Texten unterlegen. Er wollte ihnen gleichsam kalte Duschen über die Körper und Seelen jagen, er griff in die Fülle dessen, was wir das tägliche Dasein nennen. Ist denn dieses Dasein minderwertiger als das anderer Zeiten und Epochen? Nein, die Geschichte um eine Waschmaschine und alle ihre Peripetien, ein Autounfall in der Familie, die Anlage eines elektrisch geladenen Zaunes — der ewig neugierigen Kühe wegen — das ist genau so sinnvoll wie eine Oliven-ernte, wie ein alter Baum, den man ins Feuer wirft, weil er zu nichts mehr taugt, wie irgendeine andere bauerliche Handlung aus den Evangelien. Aber biblisches Bild sei unverrückbar an Seine Erscheinung gebunden? Das ist nicht wahr, denn wäre es

Ihm eingefallen erst heute die Welt zu erlösen, dann würden die Evangelien voller Bezeichnungen wie Lift, Velo, Bus, Zahlungserleichterungen, Flugzeuglinie, und so weiter sein.

Darum bin ich in einer Zeit zunehmender De-Christianisierung der Meinung: eine Predigt soll so geladen von Aktualität, so gegenwärtig, so drängelnd voll von Zeitgeschehen sein, dass ein Fremder, der aus Versehen in die Kirche tritt, erstaunt die Ohren öffnet und sich wundert, dass Christentum allem Anschein nach Gegenwartigkeit heisst.

Zurück noch einmal zu dem Pfarrer meiner Kindheit. Er liess manchmal die Erlösung, das gewisse «Errettetsein» nur ahnen, er liess einen Schimmer davon sehen. Er wusste warum. Er machte neugierig auf Gott und es würden Tage kommen, wo er Ihn in Seiner Herrlichkeit zeigen würde. Bis dahin legte er das Kinn auf die Kanzel und sagte: Fiel mir da doch gestern, wisst Ihr, in der Stiefelgasse, fast ein Ziegel auf den Kopf!

E. H. St.

Max Barth

NEUE KALENDER

Das neue Jahr rückt näher, und von allen Seiten stürmen seine Vortrupps, die neuen Kalender auf uns ein. Ich will hier nicht von allen Gattungen dieser zweifellos unentbehrlichen Produkte reden, also weder von den Abreisskalendern, mit denen wackere Geschäftsfirmen die Haushaltungen überschwemmen und deren Wände mit kitschigen Auchkunstbildchen bekleistern, noch von den künstlerisch ausgeführten, wertvollen Schöpfungen ernstzunehmender Verlage, Schöpfungen, von denen wir erfreulich viele haben. Was mir jetzt am Herzen liegt, ist ein anderer Kalendertyp, einer der viel weniger Beachtung erfährt, als er verdient. Ich rede von den kleinen Taschenkalendern, die Grossfirmen ihren Kunden, den Kleinhändlern, schenken, und von denen manchmal der eine oder andere an mich weiterpräsentiert wird.

Das Kalendarium in diesen Kalenderchen ist mir das Wichtigste dran; es ist das gleiche wie in anderen «Jahresleitern», man darf nicht hoffen, darin auf Ueberraschungen zu stossen wie etwa einen Tag von achtundvierzig Stunden, eine Woche aus lauter Sonntagen oder einem Festtag, an dem die ganze Steuer, die man noch schuldig ist, gestrichen wird. Ihr Reiz liegt anderswo. Da finden sich nette und brauchbare Sachen wie: Masse und Gewichte, Zinsdividoren, Kennzeichen der Kraftfahrzeuge, Entfernungstabellen für verschiedene Städte, Porto-, Fracht-, Expressgutansätze, manchmal sogar, o Wonne, ein ewiger Kalender, aus dem man für die Zeit von 1801 bis 2000 den Wochentag für jedes beliebige Datum ersehen kann, handelsübliche Abkürzungen für den internationalen Verkehr, Windstärken und vieles andere. Mit einem Wort: es sind Taschenenzyklopädien.

Die meiste Freude machen mir aber die Tabellen, Verzeichnisse und sonstigen Fachangaben, die für den jeweiligen Berufs- und Geschäftszweig nützlich sind, an den sie verschenkt werden. Handelt es sich um die Papierbranche, so ist die Sache zwar auch interessant; aber viel spannender ist es, wenn die Rede von Gebieten ist, die mir vor lauter Fremdheit geradezu exotisch vorkommen. Hier, auf mir völlig unbekannten Boden, wachsen Orchideen, die die Phantasie anregen und die geheimnisvollen Dschungeln des Unbekannten, aus dem man sich auch mit dem besten Willen keinen Vers machen kann. Jede Reise in diese Länder ist eine Entdeckerfahrt, und wie es bei solchen Fahrten üblich ist, bringt man eine Handvoll neuer Erkenntnisse und Funde mit heim und einen grossen Sack voll Mysterien, die man nie durchschauen wird.

Da finde ich «Verpackungszeichen»: Pfeile, die zeigen, wo an der Kiste oben ist, Totenkopf mit Knochen, was natürlich «Gift» heisst, ein Weinglas, das aber nicht «Chianti» oder «Champagner» bedeutet, sondern: «zerbrechlicher Inhalt», einen Haken mit Griff, das Doppelte durchstrichen — Bedeutung: «Keinen Stauerhaken verwenden!» Man sieht, in den Packräumen grosser Firmen, bei den Verladern, die Lastwagen füllen und leeren, auf den Eisenbahnrampen und in den Zügen lebt ein Volk, das hat eine bildkräftige, eigene Zeichensprache, vor der wir armen Laien wie Analphabeten stehen. In einem Kalender für Kohlenhändler kann ich die «Rauminhalte geschütteter Güter» nachschlagen (obwohl ich nie Güter schütte), den Glasinhalt und Heizwert verschiedener Brennstoffe